

(Nachdruck verboten.)

10) Die Schuldige.

Von C. Viebig.

Die aufgehende Morgen Sonne des folgenden Tages lugte durch das winzige, vergitterte Fensterchen an der Seitenwand des Spritzenhauses. Dort lag die Kammer, in der man sonst allerlei Geräth aufbewahrte, in der man jetzt die Verbrecherin für die Nacht eingesperrt. Neben an in dem großen Raum hatte man gestern Abend noch die Obduktion des Ermordeten vorgenommen und ihn dann hinauf zum Pfalzehof, unter das Dach seiner Eltern geschafft.

Die Bäuerin war mit gellendem Schrei an der Bahre niedergestürzt — sie lag in Krämpfen — der Bauer saß wie ein Klotz neben der Leiche des Sohnes; er rührte sich nicht, tonlos murmelten nur seine Lippen in langen Pausen: „Alles ommefunst — ommefunst — waach uf, Lorenz! — Lorenz!“

Vor dem Spritzenhaus stand der Lippi mit gezogenem Säbel und hielt Wache. Für ein paar Stunden hatte ihn wohl der Nachtwächter abgelöst, aber nun war er selbst schon wieder da. Ja, der Lippi wußte, was ihm gebührte, er war jetzt eine wichtige Persönlichkeit! Gestern und heute, das waren Lichtmomente in seinem Dasein, die ließ er sich nicht verkürzen. Rasselnd schritt er auf und ab und drückte die Brust heraus. Was hatte er nicht zu thun gehabt, gestern beim Transport hierher und bei der Ankunft im Dorf! Die Leute waren kaum abzuwehren gewesen. Einem Lauffeuer gleich hatte sich's verbreitet, die Barbara Holzer sei verdächtig des Mordes an Lorenz Pfalz, nun werde sie eingebracht. Mit wüthendem Geschrei, mit geballten Fäusten hatte man sie empfangen; ein Hagel von Steinen war gegen Wand und Gitterfenster des Spritzenhauses geslogen.

Jetzt war es noch still, sehr früh am Morgen. Der Lippi pfiff sich leise ein, da knarrte drüben die Thür am Hause des Gemeindevorstehers, der Herr Staatsanwalt kam über die Straße. Er hatte wohl schlecht geschlafen, gestern noch bis spät in die Nacht zu thun gehabt, und schon wieder münter?

„Gendarm, schließen Sie das Spritzenhaus auf!“

„Je Befehl, Höhr Staatsanwalt!“

Der Lippi knarrte umständlich mit den Schlüsseln, das Thor knarrte und bewegte sich schwerfällig in den Angeln.

„Gehen Sie nur, ich schliesse mir allein weiter!“

Der Herr Staatsanwalt nahm dem Lippi den Schlüsselbund aus der Hand; sehr unbefriedigt blieb dieser zurück, er hätte gar zu gern bei der Gefangenen hereingeguckt. Milde schloß das Thor hinter sich, eilte mit raschem Schritt durch den öden, schemehäligen Raum, in dessen Mitte jetzt einsam die Spritze stand, und steckte den Schlüssel in die niedrige Thür zur Küche.

Er öffnete leise und trat ein.

Durch das vergitterte Fensterchen drang Licht genug; ein heller Strahl fiel auf die Strohschütte am Boden und zeigte ihm die zusammengekauerte Gestalt der Barbara Holzer. Sie saß dort in derselben Stellung wie gestern in der Höhle, den Kopf etwas vorgestreckt, die Augen unverwandt auf einen Punkt stierend.

„Barbara Holzer!“ Milde trat näher und berührte leicht ihre Schulter; sie zuckte und drückte sich schon noch mehr zusammen. „Barbara Holzer, Ihr seid eines schweren Verbrechens angeklagt, habt Ihr etwas zu sagen, was Euch —“

„Mein Rönt, mein Rönt!“ Mit jammernem Laut fuhr die Unglückliche auf und tastete mit den Händen um sich; das Stroh war leer, sie hatten ihr gestern das Kind genommen und nicht wiedergegeben. „Mein Rönt, mein Rönt!“

Wie das Wehzen der gemarterten Kreatur klang der Wehruf der Mutter; Milde fühlte, wie es ihn überlief, er ließ sich auf den Schemel neben dem Strohlager fallen und sagte mild:

„Seid ohne Sorge, Barbara, Euer Kind ist gut aufgehoben, ich habe dafür gesorgt.“

„Sie — Sie?“ Ein ungläubiges Staunen klang aus des Stimme des Weibes. „Sie sein e su gud geweest, e su gud?“

„Ja, ich! Glaubt Ihr, das unschuldige Kind soll die

Schuld der Mutter entgelten? — Barbara Holzer, die Beweise für Eure Schuld häufen sich. Das Messer, mit welchem Lorenz Pfalz die Todesmunde beigebracht wurde, ist ein Küchenmesser aus dem Pfalzehof, seit Eurem heimlichen Abgang von dort mitverschunden. Ich weiß alles. Es ist Eure Hand, die dem Lorenz den Todesstoß versetzt hat — spricht, entlastet Euer Gewissen!“

Der Staatsanwalt hätte nicht hatr gesprochen; ruhig, wie man einem unvernünftigen Geschöpf zuredet, klang seine Stimme.

Einen Augenblick war's still in der Kammer, ganz still, dann ein tiefer zitternder Athemzug.

„Ech sein et geweest, jao!“

„Ging die Welt nicht unter, mußte der Himmel nicht auf die Erde fallen?! Nein, die stand unverändert, der Himmel spannte seinen Bogen, Minuten gingen gleichmäßig weiter, die Sonne trübte nicht ihren Schein! In mitleidsvollem Entsetzen glitt der Blick des Mannes zu der jugendlichen Missethäterin. — Welch' ein Abgrund von Glend!“

Er senkte aus Herzensgrund: „O, Du Unglückliche!“

Sie hob die Augen und schaute ihn an; ihm fiel jener Hund ein, den er neulich auf der Moselbrücke gesehen. Knaben trieben da ihr Wesen, hatten dem Thier einen Strick um den Hals gebunden, daran einen schweren Stein; zitternd stand die arme Kreatur, des Stoßes gewärtig, der sie hinunter schleudern sollte in den Fluß. Er hatte das erbärmliche Geschöpf aus den Händen der Peiniger befreit, und es hatte ihn angesehen mit einem Blick — einem Blick — ja, so blickte dieses Weib auch! In den trüben, irden Augen glomm ein schein verwunderter, dankbarer Strahl auf, dann neigte sich der blonde Kopf, ein jammervolles Stöhnen drang aus der gequälten Brust.

„Barbara Holzer, Du dauerst mich, sprich, was hat er Dir gethan?“

Lange Pause — und dann ein Schluchzen, wild und heftig, als wolle es alle Bande sprengen, ein unterdrückter Schrei! Sie springt auf die Füße, sie streckt die Hände abwehrend von sich, fällt dann auf die Knie, und schlägt die Stirn dröhnend zu Boden:

„Mein Rönt, mein Rönt!“

Dem Mann stockt der Athem, kein Laut will über seine Lippen; vor diesem Ausbruch der Verzweiflung verstummt das Menschenwort. Eine lange Weile verstreicht, tiefe, bange Athemzüge zittern durch den Raum, in der Ecke nagt eine Maus und huscht über den Estrich; und nun legt der Richter die Hand sanft auf das blonde Haar. Sie hebt das verstörte Antlitz, sie klammert die bebenden Hände in seinen Rock.

„Hähr, Hähr, helfen Se mer — mein Rönt!“

„Ich kann Dir nicht helfen!“ Stockend fallen die Worte von Milde's Lippen. „Dein Verbrechen schreit zum Himmel. Aber sprich offen zu mir, denke, ich sei der Wichtigere, dem Du das Innerste Deines Herzens offenbarst — denke, ich sei Dein Vater. Ich bin traurig um Dich, mein Kind. Steh auf!“

Sie erhebt sich nicht, sie bleibt auf den Knien liegen, ihre Hände klammern sich fester an seinen Rock:

„O Hähr, guder Hähr, ech sein e su elendig gäden, verlaossen von Gott on der Welt — äwer, Hähr, Hähr, dan Lorenz hat mech daoderu gemaach! Hän haot iwel an mer gedahu, hän haot mei Rönt hole wollen, mein Rönt!“ Sie springt mit blihenden Augen auf und rüttelt ihren Zuhörer: „Verstiehu Se, Hähr, mein Rönt! Einjam haon ech gesäp owen in der Genovevohöhl, dan Lorenz hat mech loa verstoeh gehatt met meim Rönt, ech sein e su glücklich geweest, bis —. Mein Tant, de Katrei Holzer, es einen Dag kommen, se hat mer verzählt, Dan Lorenz wullt sech verännern, dat Anna vom Ramstein heiraoden. Hähr, dat hän mech net heiraoden konnt, haon ech gewußt, äwer en annere — ne — hän haot geschwor vor der Allerheiligsten! On gekommen es hän alleweil aach net mieh.“

„Ech haon owen gesäp met der Höll im Herzen, ech han em offgeluert, als hän awends vom Ramstein kommen es, ech haon gekriech on gebitt, uf de Knien han ech vor em gelän — hän is falsch gäden, hän hat mech von sich gestoß: „Laß mech in Frieden!“ Ech han em beschworen bei seiner Seelen Seligkeit, bei onsem Rönt — ommefunst! Du

de ganz Nacht haon ech owen gefäß on de Gedanken sein in mein Kopp erum gejagd wie doll, immer erum, immer erum — o! —

„Du am annern Abend haon ech alleweil widder uf en geluert, on dat Messer haon ech im Sack verstoch — Hähr, Hähr, ech dachte sälwer net wissen waorum — on als ech em e su vülle Mal gebitt haot on hân saot, mer wollten dat Kind dem Anna uf em Raststein for de Dühr lägen on hân wollt dat Anna on ehr Eltern beräden et zu behalen als en gute Fürbitt im Himmel, on nach der Hochzeit wollt hân dat Kônd zu sech holen on gud behammeln, äwer ech sollten gieh — ech! — duh pakt mech de Wuth!“

„Ech haon em dat Messer gewiesen: Lorenz, Lorenz! Ech gieh net von mein Kônd — nimm dech in Nacht Lorenz, Lorenz! Awer dän Lorenz pakt mech on schlät mech int Gesicht: „Bettel, schär Dech! Biste still, funst murtsen ech Dech af!“ — on wie hân mech pakt on dat Messer mer aus der Hand reifen will, duh — o Hähr, onsen Hähr Jeses Christ soll mer vergäven — duh stoßen ech zu — um fällt hân ohne Muck!“

„Um Gottes Willen!“ — den Zuhörer schaudert — „Weib, was hast Du gethan!“

„Gebahn?“ Sie sieht ihn starr an und nickt dann langsam mit dem Kopf, auf ihrem Gesicht liegt ein starrer Troz: „Ech gieh net von mein Kônd.“

„Und Du wirst doch gehen müssen, Unglückselige,“ murmelt Milde.

Sie hört ihn nicht, sie hebt die Hände und streckt sie weit von sich ab, ihre Augen hasten mit starrem Entsetzen auf den eigenen gespreizten Fingern.

„Blud es dran — Blud — huh!“ — Sie schüttelt sich, ihre Zähne schlagen auf einander, sie redet tonlos wie im Traum: „Ech sein gerennt, ech haon mein Kônd geholt, ech haon mech verstoch tief innerwemig, on eweil, eweil!“ — sie fährt zusammen — „sein ech gesang!“ Und nun ein martererschütternder Schrei: „Hähr, helfen Se mer — mein Kônd, mein Kônd!“

Sie heult auf wie ein wildes Thier, sie klammert sich an ihn in Angst und Verzweiflung, sie stürzt vor ihm hin, ihre Stirn schlägt wieder und wieder auf seine Füße. Er selbst ist bleich wie die Verbrecherin am Boden, der Schweiß perlt ihm auf der Stirn; mühsam windet er seinen Rock aus ihren Händen.

„Ich kann Dir nicht helfen, Barbara Holzer; Gott erbarme sich Deiner!“

Er geht, die Thür fällt hinter ihm ins Schloß; ihr trostloses Wimmern schneidet ihm durchs Herz.

(Schluß folgt.)

Sonntagsplauderei.

Während zu Petersburg auf Paradesfeldern und auf Kriegsschiffen die heiligsten Güter der Zivilisation vertheidigt wurden; während die allürten Herren Frankreichs und Rußlands wieder einmal den Weltfrieden und die Gerechtigkeit mit solcher Feierlichkeit zu wahren gelobten, daß nach einem Bericht des französischen Weltblattes „Figaro“ die Zeugen dieses Weihentaktes von heiligen Schauern durchrieselt waren; da hat gerade in Moskau eine internationale Gesellschaft über diese wiegepriesene Zivilisation ein bestäubendes Urtheil gefällt. Auf dem internationalen Vorkongress zu Moskau war es, wo bei dem Thema über die erschreckende Zunahme der Himerkrankungen ein granenhafes Wortspiel gemacht wurde, ein Wortspiel, das wohl nicht geschmackvoll klingt, aber in seinem Kern doch eine schredvolle Warnung enthält. Die heiligsten Güter der „Zivilisation“, wie sie von den Machthabern der Gegenwart verstanden wird, werden so von den Ärzten, die sich an ihre thatsächlichen Erfahrungen halten, in ihrer nackten Mäßigkeit bloßgelegt. Von den Hungerslöhnen wurde gesprochen, durch die unsere weiblichen Arbeiter in die Prostitution gejaagt werden, von der Ueberanstrengung, die dem Arbeiter im gegenwärtigen Kampf ums Dasein aufgebürdet wird und ihn verführt, zu besonderen Reizmitteln zu greifen; von der steigenden Vermehrung der stehenden Heere, die gewisse Krankheitskeime von ihren Garnisonen ins flache Land tragen; und so kam der bekannte Forscher Kraft-Ebing zu dem Schluß: die fortschreitende moderne Zivilisation führe zur Fortschreiten der — Syphilisation!

Eine fürchterliche Antage unserer gesellschaftlichen Verhältnisse liegt in dieser einfachen medizinischen Darlegung, der kein Widerspruch folgte. Ärzte und Naturforscher brauchen in ihren Versammlungen kein ethisches Pathos. Sie suchen zu erklären, was sie gesehen und erprobt haben. Aber es bleibt darum nicht weniger interessant, daß diese kühlen Beobachter gleichermaßen auf den Grund der Uebel unserer Zeit stoßen, wie die leidenschaftlichen Ankläger im politisch-sozialen Leben. Wenn Clara Zetkin mit Feuerzifer für die Rechte ihrer proletarischen Mitschwester eintritt, wenn

Lily Braun als Vorkämpferin für die Glenden und Geschändeten spricht, so berühren sie zugleich die Gegenstände, deren graufame Folgen die ärztliche Wissenschaft unverhüllt darthut. In erregten Debatten wurde auf dem Kongress zu Zürich die Frage der Frauenarbeit behandelt. Auch die Vertreter jener Anschauung, die das alte patriarchalische Familienideal wieder aufrollen möchten und dies Ideal als etwas Heiliges ansehen, das unveränderlich feststeht — keiner geschichtlichen Wandlung unterworfen — verschließen sich der entsetzlichen Frauennoth unserer Tage nicht. Wenn sie selbst einer untergehenden Welt neuen Lebensathem einhauchen zu können glauben, so verdammen sie gleicherweise, wie die Sozialdemokratie, was jetzt am Weibe verbrochen wird. Sie sehen, wie seine Kraft ausgebeutet wird, sie wissen, was das Wachstum der Prostitution zu bedeuten hat. Und dem Kongress, der zu Zürich im Interesse des Arbeiterschutzes tagte, antwortete das Echo aus Moskau, das von Hungerslöhnen, Ueberreizung der Nerven, von den Einflüssen der Vermehrung stehender Heere, von Seuchen und Gehirnentartungen erzählte.

Der Theil der bürgerlichen Gesellschaft, für den die Entwicklung der Dinge sich vornehmlich in feierlichen Staatsaktionen abspielt, wird für das Menetekel, das in Zürich, wie in Moskau erstand, blind bleiben. Seine Phantasie ist von den Vorkommnissen zwischen Paris und Petersburg vollständig in Anspruch genommen. Das sind für ihn die einzigen welterlöschenden Ereignisse. Soll er über soziale Probleme grübeln? Genug, daß der Weltfrieden aufs neue verkündigt wurde. Wer wird solche Versicherungen auf ihren inneren Werth prüfen? Wenn man nur wieder für ein Weilschen schlummern und dann neugefärkt einem profitablen Erwerb nachgehen darf.

Auf jene Welt aber, die bereits gelernt hat, sozial zu empfinden, werden die Kongrestage von Zürich sicherlich einen besonders lebhaften Eindruck machen. Am Ende dämmert selbst bei einem oder dem andern jener tapferen Mannen, die den dummen Kerl von Wien zu vertreten haben, die Ahnung auf, daß in seinem Kopf noch ein wunderliches Chaos über soziale Dinge spult. Man kann ja selbst den Raudaubrittern dieser Klasse durch Ernst imponiren, wie der Kongressvorsitzende bewiesen hat. Als einer der Herren seinem Anmuth über eine Rede Lust machte, indem er mit der Faust auf den Tisch losdroh, an dem er saß, genigte der kurze Hinweis des Präsidenten: „Wir sind hier nicht im östereichischen Reichsrath“, um den „wilden Mann“ zu besänftigen? Der würdige Ernst, mit dem man sonst den sozialdemokratischen Sprechern und ihren Einwendungen folgte, hat deutlich bewiesen, wie heutzutage die Sozialdemokratie auch von den Gegnern als moralische Macht anerkannt wird, wenn nur diese Segner nicht von vornherein auf die Herrlichkeit alles dessen, was besteht, schwören.

Es giebt ja auch Menschen, die in ihrer unendlichen naiven Herzensgüte nichts anderes sehen können, als rosafarben, wie etwa der italienische Zeitungsmann Evangelisti: Der Mann war nach Berlin, der Zentrale der deutschen Sozialdemokratie, gekommen, um das Glend zu suchen. Und der Glendfucher fand nichts als lauter Wohlbehagen, Sonnenlust und friedliche Schäferzigen. Glückliches Berlin!

Ich habe mit Kopfschütteln von den Erfahrungen meines italienischen Kollegen gelesen. Selbst nach dem „nördlichsten Kiech“ war der Edle gekommen und hatte überall nur eitel Bonnie erschaut. Ich freute mich ordentlich darüber, wie manches Mannes Herz so gar keine Bitterkeit in sich aufnahm. Aber bald besam ich mich eines besseren. Dem italienischen Schnellseher haben nationale Gepllogenheiten einen schlimmen Streich gespielt. Was er suchte, war das m a l e r i s c h e Glend; und er vergaß, daß wir in einer wohl reglementirten Stadt leben, wo das malerische Glend sich nicht auf den Straßen breit machen darf, schon von Polizei wegen nicht. Woran sein Auge gewöhnt war, das konnte er freilich bei uns nicht finden. Hier muß jeder sein Glend, sozusagen, in seiner Zammerede hinunterwürgen. Hier darf keine halgende Wundenkerde, in pittoreske Lumpen gehüllt, bettelnd in den Gassen herumlaufen; hier darf auch die Noth, die ihres Leibes Blöße nicht decken kann, auch nicht auf Kirchenstufen lauern. Im weniger prüden Italien sieht die Bürgerchaft darüber weg, und auch der Konstabler. Bei uns ist das aber etwas anders. Wir leiden einmal keine malerische Unordnung. Das ist wider alles Reglement. Wenigstens bei Tage, da hat sich das Glend zu vertriehen; pflichtschuldigst! In der Nacht mag es aus seinen Hinterhöfen und aus seinen Zammereden hervorkriechen, theilweise wenigstens. Da wird das wohldefinierte Auge nicht so auffällig beleidigt.

Die Schnellseher, die in ein paar Wochen von Stadt zu Stadt jagen, werden eben mit den Eigenthümlichkeiten der jeweiligen Bewohner kaum vertraut. Für ein paar Tage weilte sogar ein königlicher Schnellseher in Berlin. Der Herrscher von Siam ist auf seiner Weltreise bei uns eingelebt und wurde mit fürstlichen Ehren empfangen. Ein militärisches Paradeschauspiel wurde ihm zu Ehren veranstaltet, und staunend wird der Herr vom weißen Elephanten erfahren, was preussischer Paradeschritt sei. Wenn er überhaupt noch staunen kann, der großmächtige Fürst von Siam. Es ist leider so fürchten, daß er, wie viele vornehme Herren, sehr gelangweilt sei. Viel habe ich in den Blättern von den großen geistigen Gaben des erotischen Herrn, von seinem Witz und seiner raschen Auffassungsgabe gelesen.

Allein seine Fragen und Antworten, die von journalistischen Chronisten der Welt getreu mitgetheilt wurden, scheinen doch auf

eine gewisse Ermattung schließen zu lassen. Ob ihn die Regierungs- und die Familienorgen daheim so erschöpft haben, der Landesherr von Siam ist Vater von 155 Kindern, ob ihn die Weltreise in Siebenmeilenstiefeln so bläsiert gemacht hat, wer weiß es? Jedenfalls ist die Müdigkeit des erotischen Herrn zu begreifen. So von Hauptstadt zu Hauptstadt zu reisen, die Welt wie in einem Guckkasten-Panorama sich anzusehen, das muß wie eine Last mehr, als ein Genuß sein. Seit das „Globe-trotten“, das Welt-durchqueren bei den erotischen Fürslichkeiten Mode geworden ist, möchte man die Herrschaften nicht mehr beneiden. Soffentlich war der König von Siam nicht so sehr abgespannt, daß ihn das militärische Paradeauspiel vom Sonnabend am Ende langweilte. Berlins glanzvolles Leben sollte ihm da veranschaulicht werden. Es wäre schade, jammerschade, wenn das umsonst geschehen wäre, und wenn der erotische Fürst keinen besonderen Eindruck von Berlin mit heim nähme.

Alpha.

Kleines Feuilleton.

— Was eine große Zeitung kostet. Eine tägliche Zeitung, sagen die „Tit-Bits“, zu gründen, kostet in den englischen Provinzen 2 Millionen Mark, in London wenigstens 5 Millionen Mark. Auf die vorläufigen Ausgaben kann man 200 000 M. rechnen, auf das Inventar 240 000 M. In den ersten zwei Jahren ist auf Geschäftsmachen nicht zu rechnen. Für die Zeitperiode muß also im voraus Sorge getragen werden. Soläre an die Redakteure und Reporter, Telegramme und Bureau in London mögen wieder 200 000 M. verschlingen und Sezerlöhne zc. eine gleiche Summe. Papier mag 160 000 M. jährlich kosten und Kohlen, Gas und Instandhaltung der Maschinen 30 000 M. Die jährlichen Betriebskosten allein darf man auf 670 000 M. veranschlagen. Das macht also für zwei Jahre 1 340 000 M. Rechnet man die vorläufigen Ausgaben hinzu, so wird kaum etwas von den nötigen 2 Millionen Mark übrig bleiben. Diese Zahlen gelten, wie gesagt, für die Provinzen. Die Ausgaben der großen Londoner Zeitungen sind enorm. Der Betrieb der „Times“ kostet 160 000 M. und der des „Daily Telegraph“ 120 000 M. wöchentlich. Das letztere Blatt besitzt, wie „Daily Chronicle“ eine eigene Papierfabrik. Sie brauchen 2500 Pfd. Druckerwärze wöchentlich. Für ihre Parlamentsberichte zahlen die „Times“ 2000 M. wöchentlich, der „Standard“ 1500 M. und „Daily Telegraph“ und „Daily News“ 1000 M. Die großen Morgenzeitungen zahlen jährlich 24 000 M. für die Rentierschen Depeschen und die Abendzeitungen 8000 M. Die Gehälter der Redakteure der Londoner Presse sind hoch. Aber die Zahl derer, die diese hohen Gehälter beziehen, ist nicht so groß, wie man sich häufig auf dem Festlande vorstellt. Der Chefredakteur der „Times“ hat eine Einnahme von 60 000 M., der der „Daily News“ eine von 40 000 M. Ein Beiratsmitglied der „Times“ bekommt ein Gehalt von 30 000 M. und ein Stadtredeur 12 000 — 16 000 M. Die Einnahmen der großen Londoner Zeitungen sind freilich auch den Ausgaben entsprechend. Für eine gewöhnliche Annonce lassen sich die „Times“ 4 M. für jede 30 Worte bezahlen. Ihre Einnahme für Annoncen soll durchschnittlich 20 000 M. den Tag betragen. Die Annonceneinnahme der übrigen großen Londoner Blätter berechnet man auf 6000 bis 18 000 M. täglich. Eine ganze Seite kostet im „Daily Telegraph“ 3120 M., im „Daily Chronicle“ 2400 M. und in den „Daily News“ 2200 M. Für eine halbspaltige Annonce berechnet die „Westminster Gazette“ 40 M., der „Globe“ 500 M. und das „Echo“ und der „Star“ 600 M. Ohne die ungeheure Einnahmequelle, die die englischen Zeitungen in den Annoncen haben, könnten sie nicht für einen Penny (8/2 Pf.) oder gar für einen halben Penny hergestellt werden. Die Annoncen müssen wenigstens die Kosten für Papier und Druck decken.

Literarisches.

— Ein werthvolles amerikanisches Buch, das aus der Zeit vor der Eroberung durch die Spanier stammt und unter der Bezeichnung *Codex Vaticanus Nr. 3778* der wissenschaftlichen Welt schon durch einen von Lord Kingsborough im Jahre 1830 veranlaßten Faksimiledruck bekannt war, ist neu herausgegeben worden. Ein Bedürfnis dazu, schreibt der „Globe“, lag um so mehr vor, als in der früheren Ausgabe durch einen Irrthum des Malers Aglio die Seiten der Bilderschrift nicht in richtiger Reihe auf einander folgten, wodurch viele Verwirrung angerichtet und ein Verständnis fast zur Unmöglichkeit wurde. Die neue, nur in fünfzig Exemplaren erfolgte Ausgabe ist eine vollkommene Wiedergabe des Originals, sowohl in bezug auf Zeichnung, als auch in Farbe. Bereits um das Jahr 1596 gelangte das Buch in die Bibliothek des Vatikans. Es besteht aus zehn Stücken gegebter Thierhaut von verschiedener Länge. Dieselben sind mit Gummi aneinander gefleht, der noch ausgezeichnet hält. Das ganze Buch ist über sieben Meter lang und wie ein Fächer in achtundvierzig Blätter gefaltet, deren Enden an hölzernen Deckeln befestigt sind. Das Ganze bildet einen sogenannten „amoxontelli“, ein kleines Buch, 20 Zentimeter hoch, 18 Zentimeter breit und 7,5 Zentimeter dick. Auf beiden Seiten ist das Manuskript auf weißem Ladgrund gemalt. Die Farben sind im allgemeinen wohl erhalten, und wie alle von Indianern benutzten von etwas dunkeln Ton. Das Holz der Deckel ist weißlich und trägt Spuren eines glänzenden Lades, der an einigen Stellen noch sichtbar ist. In einer Ecke des Deckels ist ein kleiner, runder, grünlicher Türkis, in der Art, wie sie die Mexikaner zu ihren Mosaikarbeiten benutzen, angebracht. Auf dem zweiten Deckel fehlt derselbe

zwar, doch findet sich die Vertiefung vor, in der ein gleicher Stein gefassen haben wird. Im mittleren Theile des Deckels sind vier Reliefs, je zwei in einer Richtung, angebracht, die aus Mosaik bestanden, doch sind jetzt nur noch die Eindrücke der Steine in der benutzten Paste sichtbar. Eine von Vater Pasoy Froncoso verfaßte Abhandlung über die richtige Lesart des Buches ist der neuen Ausgabe beigegeben, welche die Firma Danesi in Rom in musterhafter Weise besorgt hat. Das Manuskript ist ein Werk des Nahua-Volkes, zu dem auch die Azteken gehörten, und stellt eine Art religiösen Kalender dar. Die Nahuatl-Sprache wurde schon bald nach der Eroberung Mexico's durch die Spanier von katholischen Priestern studirt, ja dieselben malten sogar ein Nahuatl-Spanisches Wörterbuch, das mehr Worte enthielt, als manches englische Wörterbuch noch ein Jahrhundert später. Das Buch ist in phonetischer Schreibart mit Hilfe von Bildern geschrieben, eine Art der Ausdrucksweise, die Dr. Brinton „ikonomalische“ genannt hat.

Musik.

— er. Auß der Woche. Möge man sich auch im Kampfe der beiden großen, prinzipiell von einander geschiedenen musikalischen Hauptgruppen für welche Schule immer erklären, man wird die „Leonore“ der Frau Bellincioni in Verdi's „Troubadour“ als eine in technischer Beziehung geradezu belebend mangelhafte Leistung bezeichnen müssen, auf die auch in bezug auf darstellerische Herausarbeitung kein Strahl des sonst so eigenkräftigen Lichtes der Künstlerin fällt. Man mag auf die Hohlheit der Primadonnen-Puppe der Verdi'schen Opern-Jugendstunde, die an Lebensfähigkeit immerhin manches in den Archiven schlummernde „Meisterwerk“ übertrifft, von der vermeintlichen Höhe moderner Kunstforderungen herabblättern, die mit allen defadenten Systemen und impotenten Sophismen aus unserer musikalischen Natur nicht herauszuliegenden Ansprüche auf eine blühende, in ihrer Klangkraft leuchtende, seelisch timbrirte und in guter Schule herangebildete Stimme macht sie unbedingt geltend, und das ist ihr wahrlich nicht geringes Verdienst in Zeiten, welche den Begriff des künstlerischen Operngesanges unter den unmächtigen Voraussetzungen ihrer Methode entwerthen wollen. Hört man, wie die Bellincioni vom Allegro ihrer ersten Arie angefangen bis zum Schlusse der Partie den Zahlwerth der Noten bis zur Unkenntlichkeit des Zeitmaßes auslöst, den Rhythmus durch eine ununterbrochene Reihe reiheloser Willkürlichkeiten zerstört, den Riegeln der Stimme durch das geschmackwidrig wischende Portamentiren die Eigenthümlichkeit ihres Klangreizes entzieht, auf die Wirkungen schließlich zu verzichten gezwungen ist, welche eben nur der Schönheit einer großen Stimme und der Reinheit gefangstechnischer Ausbildung zu erzielen möglich sind, so muß sich die Erinnerung mit Fähigkeit das grandiose tragische Seelengemälde, welches die Bellincioni aus der „Santuzza“ schafft, vorbehalten, um ihr Genie hochzuschätzen und ihm alles zu verzeihen. Ob ihrer, für die Reinheit der melodischen Linien unbelumerten Sorglosigkeit und ob des ihrer durchgeistigten Individualität einzig und allein angehörenden schaupielerischen Reichthums, wird sie nie bildnerisch im gewöhnlichen Sinne auf ihre Umgebung wirken. Ihre Nachahmung würde zu musikalisch barbarischen Ungehörlichkeiten einerseits und zu einem äußerlichen Komödianten-Geistreichthum andererseits führen, das nur die Schwächen der eigentlichen Gesangs-kunst zu verdecken hätte. Ihre Santuzza bewies, daß man von den Ideen eines Genies alles zu hoffen, ihre Leonore bestätigte, daß man von seinen Schwächen und Lamen alles zu fürchten habe.

Im Theater des Westens schließt die Morwix-Oper heute ihre Spielzeit. Sie wird im nächsten Jahre wieder aufleben; und befriedigt sie dann die gerechtfertigten Ansprüche auf ein erträgliches Orchester, auf Solisten, welche die selbst in der heißen Jahreszeit nicht ganz eingeschlafenen hauptstädtischen Forderungen erfüllen, und auf möglichst durchgearbeitete Aufführungen interessanter Novitäten und mit Geschmack gewählter älterer Repertoire-Opern, dann werden wir ihr die künstlerische Berechtigung gerne zuerkennen, auf welche sie heuer nur im bescheidenen Maße rechnen durfte.

Kunsthandwerk.

— In Mainz wurden auf einem Gelände des Domes vor kurzem zwei mittelalterliche Goldfibeln gefunden, die nicht nur dem inneren Gehalte nach von ganz ungewöhnlichem Werthe sind, sondern sich auch als Erzeugnisse hochentwickelter Kunst einführen und mit ihrer Erscheinung und ihrem Fundorte eine Reihe der merkwürdigsten kulturgeschichtlichen Beziehungen verknüpfen. Ueber die näheren Umstände des Fundes, über die Fundstücke selbst und ihre Bestimmungen macht jetzt Friedrich Schneider im „Jahrbuch der königlich preussischen Kunstsammlungen“ einige interessante Angaben. Die Erhaltung der Stücke, welche in den Besitz des Domkapitels übergingen und unter den Kostbarkeiten der Domkirche bewahrt werden, ist fast vollkommen und darf als vorzüglich bezeichnet werden. Nachdem bloß eine Spülung mit Wasser vorgenommen war, leuchteten Gold und Steine in einem Glanze, daß man nicht die Spur der Jahrhunderte wahrnimmt; merkwürdigerweise haben auch die Perlen sich gut erhalten. Der Durchmesser der beiden Broschen beträgt in der größeren Abmessung 78 Millimeter, in der kleineren 68 Millimeter, die Höhe des Fingerringunterlaufes gegen 6 Millimeter. Ihre Grundform wird von zwei sich durchdringenden Kreuzen gebildet, die in einem großen Saphir sich vereinigen. Dem Aufbau des Ganzen ist eine Platte

von Goldblech zu grunde gelegt, auf die kastenförmig die oberen Theile der beiden sich durchdringenden Kreuze aufgesetzt wurden. Auf dieses kastenförmige Gerüste ward der Filigranschnitt an den Wandungen wie auf der Oberfläche und ebenfals auf der Rückseite, doch bloß in allgemeinen Umrissen, aufgetragen. Das Filigran ist mit außerordentlicher Geschicklichkeit behandelt. Zur schmückenden Ausstattung der Kleinodien sind Edelsteine und Perlen verwandt. Erstere sind verschiedener Form und ihrer Art nach Amethyste und Aquamarine (Saphire) von ungleicher Färbung; letztere zerfallen in zwei Gruppen, wovon die kleineren zu je drei zusammengeordnet in dem äußeren Umkreise mit der Filigranfassung einen flechtblattförmigen Abschluß bilden, während die größeren im Birect den mittleren Schlupstein umgeben. Mit der äußerst feinen Auswahl dieser ist eine Wirkung erreicht, die an farbiger Pracht ihres gleichen sucht. Die ganze Erscheinung der beiden Kleinodien deutet auf deren Zugehörigkeit zu einem Gewandstück; sie sind offenbar als kostbarer Zierrath in der Tracht von Vornehmen anzusprechen. Was ihre Entstehungszeit anbetrifft, so weisen die Kunstformen, wie technische Einzelheiten auf die Wende des 12. Jahrhunderts hin, und zwar dürften sie nach dem von Schneider im weitesten Kreise gepflogenen Austausch über den Gegenstand dem byzantinischen Osten mit Einschluß seiner italischen Ausläufer entstammen. —

Geographisches.

— Die Waldbrände Amerika's, namentlich die Kanada's, hat Robert Bell zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung gemacht und die Ergebnisse seiner Beobachtungen im „Scotish geographical Magazine“ mitgeteilt. In Sibirien, Amerika und besonders in Kanada werden alljährlich große Waldgebiete durch Brände vernichtet, als deren Ursache man gewöhnlich menschliche Fahrlässigkeit betrachtet; nach Bell's Erfahrungen habe jedoch menschliche Unachtsamkeit oder Absicht viel weniger daran schuld, als Blizschläge. Die Verwüstungen, die ein einmal entstandenes Feuer zu trockener Jahreszeit in einem Walde anrichtet, sind ungeheuer. In dem gewaltigen Waldgebiet, das sich 6000 Kilometer lang und 1000 Kilometer breit zwischen Bette-Jese und Alaska erstreckt, verbreiten sich die Brände solange, bis sie an einer natürlichen Schranke, zum Beispiel einem Fluß oder See ein unübersteigbares Hinderniß finden. Ueberall, wo eine Erhöhung einen Ausblick über ein größeres Waldgebiet gewährt, zeichnen sich die zuletzt abgebrannten Flächen durch ihr zarteres und lebhafteres Grün aus. Jede Buchsform ist dort vertreten, von dem kleinsten Busch, der eben erst nach einem Brande wieder ausläßt, bis zu dem fernem Wald, der schon 60—80 Jahre alt ist. Ein Waldbrand verbreitet sich mit der Schnelligkeit eines galoppirenden Pferdes; das dürre Holz und das trockene Laub auf der Erde brennen wie Zunder und die Flammen lecken bis zu 30 Meter empor. Die Wälder dort sind stark mit harzigen Baumarten durchsetzt, welche leicht und wie Fackeln brennen. Ein von Bell beobachteter Brand verbreitete sich in zehn Stunden über 240 Kilometer, das macht also 24 Kilometer in der Stunde. Brandstätten von solchem Umfange bleiben ein ganzes Jahrhundert lang kenntlich. Die Thierwelt eines abgebrannten Waldes geht natürlich mit zu grunde; alles läuft freilich nach Kräften, um dem Verderben zu entgehen, aber nur die, welche im Wasser leben oder sich gerade in seiner Nähe befinden, wie Biber, Mochuskratten, Fischottern haben Aussicht, dem Feinde zu entfliehen. Die Vögel ersticken meist, denn bei der Schnelligkeit, mit der sich ein großer Waldbrand ausbreitet, giebt es auch für sie kein Entrinnen mehr. Nach einem Waldbrande bleiben nur die geschwätzten Stämme der größten Bäume noch einige Jahre stehen. Im Frühling darauf zeigen sich zuerst Himbeeren und auch einige Pflanzen, deren Same, weil er durch irgend etwas geschützt wurde, das Feuer aushielt; auch Wurzeln, welche nicht vernichtet wurden, schlagen ein wenig wieder aus. Nach 15—20 Jahren ist der Boden mit Pappeln, Weiden, Buchen bestanden, und unter ihrem Schutze entwickelt sich der Nachwuchs von jungen Nadelhölzern. Nach 50 Jahren haben die Nadelhölzer den Laubwald schon überholt, nach hundert Jahren verschwindet letzterer mehr und mehr, und die Nadelhölzer sind wieder die Herren im Walde, wie sie es vor dem Brande gewesen waren. Nach Bell's Schätzung besteht ein Drittel der Waldgegend Kanada's aus Beständen unter 50 Jahren, ein Drittel ist 50 bis 100 Jahre alt und nur ein weiteres Drittel von Bäumen hat schon länger als 100 Jahre gelebt. Es sind das Bäume, denen das Feuer nicht recht etwas anhaben konnte, wie die Banks-Kiefer. Dieser sonderbare Baum braucht gewissermaßen das Feuer, um sich vermehren zu können. Die Hitze sprengt die Zapfen auseinander, welche sonst immer geschlossen bleiben würden, ihre Samen werden dadurch in Freiheit gesetzt und können sich ansamen. Ohne Waldbrände könnte dieser Baum sich gar nicht verbreiten. —

Aus dem Thierleben.

— Gedächtniß der Fische. In der „Revue scientifique“ erzählt ein Herr J. J., daß er eines Tages im Luxemburg-Park (Paris) mit Erstanten bemerkte habe, wie die Fische des großen Beckens immer folgten, während er mit zwei Freunden dort herum spazieren ging. Sobald sie sich dem Beckenrande näherten, kamen die Fische heran, während die anderen Spaziergänger von ihnen

nicht gleicher Aufmerksamkeit gewürdigt wurden. Da sie die Thiere nie gefüttert hatten, war ihnen diese Aufmerksamkeit unerklärlich, bis die Begegnung eines Gartenaufsehers, der dieselben regelmäßig zu füttern hatte, ihnen das Räthsel löste. Als Schüler der Pariser polytechnischen Schule trug Herr J. J. mit seinen beiden Freunden nämlich schwarze Kleidung mit rothen Streifen, ganz ähnlich wie die Parkaufseher, mit denen die Studenten von den Fischen offenbar verwechselt wurden. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Rothe Wasserrosen blühen gegenwärtig im großen botanischen Garten der Wissenschafts-Akademie bei Bergelund in Schweden. Sie sind dort vor zehn Jahren in einem besonders angelegten Teiche gepflanzt. Seitdem blüht Nymphäa albarosea jedes Jahr in ihrem kleinen Teiche und erregt das Staunen und die Bewunderung aller Beschauer. Ein paar andere mehr oder weniger „rothe“ Wasserrosen-Arten kommen in einem größeren Teiche dort vor, eine Nymphäa candida oxythrostigma und eine Nuphar luteum purpureosignatum; die letztgenannte, eine aus Finnland stammende „gelbe Wasserrose“, deren Blüthe nur an den Rändern die gelbe Farbe behalten hat, in ihrer ganzen Mitte aber purpuroth ist. —

Humoristisches.

— Manichäer-Schred. Ein alter deutscher Universitätslehrer erzählte, als das Gespräch auf das Thema: „Gläubiger und Studenten“ kam: „Im Jahre 1848 war in Jena noch die schreckliche Einrichtung des Wechselbrettes. Die Post hatte die Verpflichtung, wenn ein Wechsel kam, dies am schwarzen Brett in der Centralstraße öffentlich bekannt zu geben. Da sah man die Jeneuser Bürger scharfweise hinziehen, um dann sofort dem glücklichen Rufensohne ihren wohlgemeinten Besuch abzustatten. Ich habe mich damals dadurch geschützt, daß ich die Thürklinte elektrisch lud. Als ich eines Morgens um 7 Uhr — ich befand mich noch in horizontaler Lage — heftig anklinken hörte, schickte ich den kräftigen Schlag einer Leydener Flasche durch den Draht, die Thürklinte und die Längsachse des Manichäers. Die Wirkung muß eine furchterliche gewesen sein, denn ich bin nie wieder gestört worden.“ —

— Er versteht sein Geschäft. Unlängst wollten mehrere junge Damen, die sich in einer Sommerfrische Schwabens einige Zeit aufgehalten, wieder die Heimreise antreten. Zuvor aber wollten sie sich wiegen lassen. Die Worsführerin aber schien kein rechtes Vertrauen zu dem jungen Manne, der das Amt eines Wiegemeisters versehen sollte, zu haben, und so fragte sie ihn, ob denn die Waage etwas lauge und ob er mit ihr auch umzugehen verstehe. „O!“ meinte der Angesprochene lächelnd, „das will i meinen! I han schon viel Säule do drauf gewoge!“ —

Vermischtes vom Tage.

— In der Lucheler Haide sind die Ruhrerkrankungen in der Zunahme begriffen. —

— Auch in Meserich ist der Typhus aufgetreten. —

— In einem kleinen Nachbarorte von Düsseldorf war unlängst Vogelschießen. Es war der Abend des letzten Festtages herangekommen, und der Vogel war noch immer nicht gefallen. Und er wollte nicht fallen, obgleich man auf ihn Salvenfeuer abgab. Da schüttelte ihn ein Schmiedemeister herunter. Und der Schüttler wurde als Schüßentöng ausgerufen. —

— Nach einer Meldung der „Meyer Presse“ ist ein Anzahl Soldaten der Meyer Garnison am Typhus erkrankt. —

— Aus Budapest wird der „Frankl. Ztg.“ gemeldet: Der Börsenbesucher Max Costin, welcher anfangs der Vorjahre Direktor eines großen Berliner Mühlenunternehmens gewesen und wegen Gefällsunterschlagungen zu 250 000 M. verurtheilt worden war und sich dieser Strafe durch die Flucht entzogen hatte, ist hier verhaftet worden. —

— Fünf Kinder verbrannt. In der Ortschaft Alt-Szivar (Ungarn) waren fünf Kinder mit Maisbraten beschäftigt. Plötzlich fing die Hütte, in der sie saßen, Feuer. Sie flüchteten in einen Strohschober; in wenigen Augenblicken aber stand auch dieser in Flammen, und die Kinder, vier Knaben und ein Mädchen, verbrannten zu Asche. Die Väter arbeiteten auf dem Felde. Als sie den Flammenschein bemerkten, eilten sie nach Hause, und der eine von ihnen, als er sah, daß seine zwei Kinder verbrannt waren, stürzte sich aus Verzweiflung in die Flammen; er konnte jedoch gerettet werden. —

— Im Theater von Rouen (Frankreich) stellte während des Zwischenaktes ein Marinesoldat auf der zweiten Gallerie Turnübungen an. Er stürzte ins Parterre hinab und erschlug sich und einen Weinagenten, auf den er fiel. —

— Der englische Dampfer „Gairloch“ ist auf der Reise von New-Port nach Konstantinopel unweit Saint Vincent gesirandet und wrack geworden. Acht Personen von der Mannschaft sind ertrunken. —

— Mißernte in Irland. Im westlichen Theil der Grafschaft Cork in Irland ist die Kartoffelernte infolge der anhaltenden Nässe der letzten Wochen völlig mißrathen. Die Farmer leben jetzt schon ausschließlich von Brot, da sie keine Kartoffeln haben. In der Gegend von Mitchelstown wüthet die Kartoffelkrankheit schlimmer als 1890. —